

Bärbel Lücke

Diskurs, Text, Schrift und Gedächtnis

Zur Problematik von Historizität und A-Historizität im Strukturalismus

A. J. Greimas' und bei Jacques Derrida (mit kurzem Blick auf die Hermeneutik)

Problematisiert werden soll der Diskursbegriff von A. J. Greimas, der eng mit dem der Narrativität verknüpft ist. Dabei ist zu fragen, ob die wissenschaftliche Semiotik Greimas', die Narrativität bzw. Diskurs als deduktiv und universal konstruierte – also zeitenthobene – Metasprache begreift, dem Text, verstanden als kulturellem Gedächtnis, überhaupt gerecht werden kann. Es ist vor allem der Schrift-“Begriff“ Derridas zu erläutern, auf seine mögliche Historizität hin zu befragen und zu Greimas' Diskursbegriff in Beziehung zu setzen. Derridas Textbegriff ist niemals transhistorisch codierte Bedeutung, sondern beruht auf der *différance*, die den Sinn im Spiel der Differenzen nicht arretiert, sondern permanent verschiebt, wodurch der zirkulär- oder linear-metaphysische Geschichtsbegriff von arche und telos aufgebrochen wird.

1. Zwei Paradigmen im Aufriss – Erinnerung als Repräsentation (Greimas) und Erinnerung durch Auflösung der Repräsentation (Derrida)

In ihrer umfassenden Analyse „Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne“ zeigt Renate Lachmann im Kapitel „Mnemotechnik und Simulakrum“ einen „Zusammenhang von Schrift und Gedächtnis“¹ auf, und sie fasst am Ende des Kapitels zusammen: „Nicht nur sind sie [die Texte, B.L.] Gedächtnisstifter einer Kultur, sie entwickeln auch eine Ästhetik und eine Semantik des Gedächtnisses, die sich einer vergessenen >Grammatik< verdanken. Zum einen entwerfen diese Texte selbst einen Gedächtnisraum und treten in einen sich zwischen den Texten erstreckenden Gedächtnisraum ein, zum anderen konstituieren sie Gedächtnisarchitekturen, in die sie mnemotechnische Bilder deponieren [...]“ (GL, 35) Dadurch aber werden die Akte des Schreibens zu „Gedächtnishandlungen“ (GL, 34) und die Dichter zu „Kultur(Gedächtnis)träger(n), um in die Syntax des Ortes die Repräsentanten der unkenntlichen (abwesenden) Primärzeichen einzutragen“ (GL, 26), d.h. der „Dichter wird zum Zeugen der alten, verlassenen, durch einen epochalen Einschnitt unkenntlich gemachten Ordnung, die er durch ein „inneres Schreiben“ und Lesen vermittels der Bilder, die wie Buchstaben funktionieren, restituiert.“ (GL, 22)

¹ Lachmann, Renate, Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne, Frankfurt/Main 1990, S.13; im Folgenden unter Sigle GL.

Renate Lachmann beschreibt den Entstehungsmythos der Mnemotechnik², also der Erinnerungstechnik, anhand von Ciceros Nacherzählung als einen Verdoppelungsmechanismus, als eine „re - präsentatio“, also das „Wieder-in-die-Präsenz-Rücken des Abwesenden“ (GL, 25). Zunächst die kleine Geschichte: Simonides ist zu einem Gastmahl geladen, auf dem er zu Ehren des reichen Gastgebers singen soll. Zur Hälfte aber singt er das Lob der Göttersöhne Kastor und Pollux, weshalb ihm der Gastgeber auch nur die Hälfte des Lohnes geben will. Simonides, der von zwei Männern daraufhin vor das Haus gerufen wird, entgeht mit Hilfe der Götter genau dadurch dem Tod; denn hinter ihm stürzt der Raum ein, in dem er gesessen hat und begräbt alle Anwesenden unter sich. Die zum Teil unkenntlichen Leichen können aber letztlich doch bestattet werden, und zwar weil sich Simonides ihrer genauen Sitzordnung im Raum erinnert. Die Erinnerungsarbeit stellt also den „vorgegebenen Ordnungsraum“ im Bild (*imaginatio*) wieder her (GL, 21) und macht dadurch den Absturz „einer gegebenen Zeichenordnung in die Abwesenheit“ (GL, 22) rückgängig und wieder gegenwärtig. Für Renate Lachmann liegt „der literaturwissenschaftlich brisante Punkt“ dieser Geschichte „in den Weisen der Kreuzung von Gedächtnis*imaginatio* und dichterischer Einbildungskraft.“ (GL, 34) Für sie bedeutet das „Verschwinden der Mnemotechnik als seriöse Disziplin aus der offiziellen Kultur [...] nicht ihren Rückzug aus der Berührung mit den Künsten des Schreibens. Gerade als unbewußte, verdrängte Technik [...] transportiert die Mnemotechnik Bildspeicher, Gedächtniskrypten. Literatur erscheint so „unter dem Blickwinkel des Gedächtnisses“ als „mnemotechnische Kunst *par excellence*, indem sie das Gedächtnis für eine Kultur stiftet.“ (GL, 36) Ich möchte hier nur kurz darauf hinweisen, dass der Literatur“begriff“ (der keiner ist), den Derrida entwickelt, auf seinem Verständnis der *différance*³ beruht, nicht dem Konzept von Speicher und unverrückbarer Arretierbarkeit von Gedächtnis und Bedeutung, sondern gerade auf der Verschiebung, der Temporalisierung, der Entstellung aller Bedeutung. Literatur ist *Iteration* – unendliche Wiederholung. Aber unendliche Wiederholung nur im Sinne des Kontextbruchs und der Aufschubung der nicht-und niemals-ursprünglichen Bedeutung. Hinzuweisen sei auch noch auf seine Arbeit zu Kafkas *Vor dem Gesetz*, wo er dem (unmöglichen) „Gesetz“ der Literatur nachgeht.⁴

² Aleida Assmann rekurriert damit in ihrer Arbeit „Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“ auf die Legende von Simonides, und sie kommentiert dazu: „Mit dieser Technik, die das Gedächtnis vom Ohr auf das Auge umpolte, sollten Wissensgegenstände und Texte im Kopf mittels distinkter und einprägsamer Bilder ebenso zuverlässig fixiert werden wie Buchstaben auf einer Schreibfläche. Die römische Mnemotechnik wurde konzipiert als ein erlernbares, zu ganz verschiedenen Zwecken einsetzbares Verfahren, das zuverlässige Speicherung und identische Rückholung des Eingegebenen anzielt. Die Dimension der Zeit wird von der Mnemotechnik ausgefiltert, Zeit greift selbst nicht strukturierend in den Prozeß ein, der sich deshalb auch als ein rein räumliches Verfahren darstellt.“ Für Aleida Assmann ist Cicero „der Patron der Mnemotechnik“, während Nietzsche der „Patron des Paradigmas der identitätsstiftenden Erinnerung (ist). Im Falle des Erinnerens wird die Zeitdimension, die beim Speichern stillgestellt und überwunden ist, akut.“ Assmann, Aleida, *Erinnerungsräume*, München 1999, S. 27 und 29.

³ Derrida, Jacques, *Die différance*. In: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 29-52.

⁴ Derrida, Jacques, *Préjugés. Vor dem Gesetz*, Wien 1982.

Zurück zum Entstehungsmythos der Mnemotechnik als Re-präsentation. Renate Lachmann beschreibt nun auch in einem zweiten Schritt die Auflösung dieser Repräsentation, zum Beispiel anhand von Baudrillards Hyperrealität, bei der die Simulakra (die Abbilder) einem „realitätslosen Realen“ vorausgehen. Baudrillard hat das vor allem in seinem Text *Die Präzession der Simulakra* verdeutlicht: „Heutzutage funktioniert die Abstraktion nicht mehr nach dem Muster der Karte, des Duplikats, des Spiegels und des Begriffs. Auch bezieht sich die Simulation nicht mehr auf ein Territorium, ein referentielles Wesen oder auf eine Substanz. Vielmehr bedient sie sich verschiedener Modelle zur Generierung eines Realen ohne Ursprung oder Realität, d.h. eines Hyperrealen.“⁵ Die Simulation ist nun nicht mehr Re-präsentation, sondern, wie Lachmann sagt, „substanzlos“ und kann deshalb auch „auf keine Urbildfunktion mehr rekurren“: „Dies ist die Konsequenz aus der *dissimulazione*, aus der Leugnung von Herkunft, Speicher und Gedächtnis.“ (GL, 33) In einem gewissen – allerdings noch zu modifizierenden – Sinne stehen diese beiden Paradigmen, nämlich Erinnerung als Repräsentation und Erinnerung durch Auflösung der Repräsentation, auch für den Strukturalismus Greimas’ und den Poststrukturalismus Derridas.

Der Vorwurf der Leugnung von „Herkunft, Speicher und Gedächtnis“, also der A-Historizität, ist besonders dem Strukturalismus als szientistischer Code-Theorie, die auf der These von Universalität und von gesetzmäßiger Entfaltung von Bedeutung beruht, immer wieder gemacht worden. Der Strukturalismus bzw. die Semiotik⁶ sei, wie kann man in verschiedenen Einführungen und Gesamtdarstellungen lesen kann, zutiefst geschichtsfeindlich. Jörn Albrecht beruft sich beispielsweise auf den dänischen Linguisten Louis Hjelmslev, der in seinen „Prolegomena zu einer Sprachtheorie“ geradezu ein „Bekenntnis zur Geschichtsfeindlichkeit“ abgelegt habe, indem er die Geschichtsschreibung erst dann als eine systematische und exakte Wissenschaft anerkennen wolle, wenn sie das Schema, das System, zugrunde lege, aus dem jeder Verlauf (*usage*) dann erst erschlossen werden müsse – das „Einmalige, Unvergleichliche, Unwiederholbare“⁷ falle damit einem rigiden Formalismus zum Opfer, der die Unversöhnbarkeit von Struktur und Geschichte als Ereignis dokumentiere. Und Terry Eagleton hebt heraus, dass der Strukturalismus sich schließlich auf Tiefengesetze berufe und dass deshalb gelte: „Für die ‚härtesten‘ Formen des Strukturalismus waren sie nämlich universell; sie waren in ein kollektives Denken eingebettet, das weit über die Grenzen der einzelnen Kultur hinausging und von dem Lévi-Strauss vermutete, daß es seine Wurzeln in der Struktur des menschlichen Gehirns selbst habe. Mit einem Wort, der Strukturalismus war haarsträubend ahistorisch.“⁸

⁵ Baudrillard, Jean, *Die Präzession der Simulakra*. In: ders., *Agonie des Realen*, Berlin 1978, S. 7.

⁶ Umberto Eco verweist darauf, dass im terminologischen Streit um die Begriffe „Semiologie“ oder „Semiotik“ ein internationales Komitee sich für den Terminus „Semiotik“ entschieden hat: Eco, Umberto, *Einführung in die Semiotik*, München 1991, S. 17.

⁷ Albrecht, Jörn, *Europäischer Strukturalismus*, Tübingen 1988, S. 141.

⁸ Eagleton, Terry, *Einführung in die Literaturtheorie*, Stuttgart 1994, S. 89; auf Terry Eagleton rekurren auch Münker, Stefan/Roesler, Alexander, *Poststrukturalismus*, Stuttgart, Weimar 2000, S.5.

Nun ist natürlich danach zu fragen, ob der Poststrukturalismus seinen Namen zurecht hat, insofern als er die Aufhebung des starren Universalismus leistet (also eine „post“-Bewegung im Sinne der Überwindung oder, heideggerianisch gesprochen, Verwindung ist) und die Historie wieder in ihr Recht setzt. Der Derridasche Poststrukturalismus, so urteilt François Dosse, historisiere zwar die Struktur in der Bewegung, streiche sie aber zugleich wieder durch⁹: Was immer das genauer bedeutet – es wird darauf zurückzukommen sein –, es scheint dem Anspruch, dass der Text Erinnerungsspeicher und (kulturelles) Gedächtnis sei, kaum zu genügen. Was also leistet die Dekonstruktion in Bezug auf die Geschichte?

2. Das Greimassche Diskursmodell als kulturelles Gedächtnis?

Das Präsent-Machen eines Sinns, das Entwickeln einer „Ästhetik“ und „Semantik“ universeller Gesetze und zugleich eines kulturellen Erinnerungsraumes auf der Grundlage einer „vergessenen“, aber präsent zu machenden „Grammatik“ – wenn auch in einem modifizierten Sinn – ist auch das strukturalistische Paradigma von A. J. Greimas. Unternähme man eine Engführung von Hermeneutik und Strukturalismus Greimasscher Prägung, so wäre die These aufzustellen, dass es bei aller Unterschiedlichkeit von Hermeneutik und Strukturalismus eine große Affinität zwischen ihnen gibt, die vor allem darin besteht, dass sie beide vom Denken der Präsenz ausgehen, von „realer Gegenwart“ (George Steiner): Ist im Text, wie ihn die Hermeneutik versteht, die Intention des Autor-Schöpfers präsent, sein Bewusstsein als „reine Geistesspur“¹⁰, das die Einheit des Textes garantiert, so wird bei Greimas ein präsent und präexistentes Sinnuniversum – das „Es gibt Sinn“ einer zugleich universellen und kulturellen Semantik – *nach* seiner Artikulation, d.h. über diverse Operationen, Konversionen und Transformation, zu Bedeutung. Alle Bedeutung ist für Greimas Transcodierung eines immer bereits vorgängig vorhandenen Sinns. Diese Transcodierung ist dann ein bloßer Generierungsvorgang, der den Sinn *über* eine Metasprache in der Bedeutung präsent machen kann, ihn also zwar nicht unmittelbar, aber doch als „Effekt des Sinns“, als semiotisches Simulakrum, erzeugt – gleichsam als „reine Geistesspur“ nicht eines Autors, sondern des Sinnuniversums selbst. Greimas nennt sein präexistentes Sinnuniversum auch „signifikantes Ensemble“: Damit macht er deutlich, dass seine Bedeutungstheorie keine Zeichentheorie ist (er ersetzt gleichsam „Zeichen“ durch „Bedeutung“ – „Signifikation“, weil Bedeutung im Gegensatz zum Zeichen als eindeutige generiert wird), und der Begriff „Ensemble“ umgreift die bei Saussure noch getrennten Einheiten von Sys-

⁹ Dosse, François, Geschichte des Strukturalismus, Bd. II, Hamburg 1997, S. 48.

¹⁰ Gadamer, Hans-Georg, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1990, S. 169: „Nichts ist so sehr reine Geistesspur wie Schrift, nichts aber auch so auf den verstehenden Geist angewiesen wie sie. In ihrer Entzifferung und ihrer Deutung geschieht ein Wunder, die Verwandlung von etwas Fremdem und Totem in schlechthinniges Zugleichsein und Vertrautsein. [...] Schriftliche Überlieferung [...], sowie sie entziffert und gelesen ist, ist so sehr reiner Geist, daß sie wie gegenwärtig zu uns spricht.“

tem und Prozess (*langue* und *parole*). Das Sinnuniversum ist so ein Ensemble aus Elementarwerten von zugleich universeller und kultureller Qualität. Universell sind sie, weil sie jeder natürlichen Sprache vorausgehen. Sofern sie aber in einer natürlichen Sprache eingeschrieben sind, sind sie koexistent mit dem Begriff der Kultur. Die Elementarwerte des Sinnuniversums, das *Totalität aller Bedeutung*, zentraler Sinn (*sens central*) ist, schreibt sich nun *nach seiner Artikulation* in die „Elementarstruktur der Bedeutung“ ein und bildet so ein individuelles (mit den operationalen Begriffen von /Leben-Tod/) oder kollektives Mikrouniversum (/Natur-Kultur/). Diese beiden Mikrouniversen sind bei Greimas auf der Tiefenstruktur seines metasprachlichen Erzeugungsmodells angesiedelt, das er „generativer Parcours“ nennt. Die individuellen und kollektiven Mikrouniversen werden dann, wenn sie entsprechende semantische Auffüllungen aus der Textoberfläche erhalten haben, ideolektale bzw. soziolektale genannt. Diese Mikrouniversen sind, als „Elementarstrukturen“, aus denen sich *alle* Bedeutung erzeugt, kategorielle Strukturen, d. h. sie formieren sich in festen und stabilen oppositionellen Differenzrelationen, die aus semischen, also linguistischen Kategorien bestehen, die wiederum mit thymischen überlagert sind (thymisch bedeutet: auf den eigenen Körper, aber auch auf die Kultur bezogen; die thymischen Werte heißen Euphorie bzw. Dysphorie – was die Struktur schon auf ihrer Tiefenebene zu einer zugleich linguistischen, logisch-relationalen und anthropologischen macht). Im semantischen oder Sinn-Universum – das ist für die Theorie Greimas‘ von großer Bedeutung – haben wir also keine Zeichen, sondern Seme, d.h. kleinste Inhaltseinheiten oder -werte, die erst über den Erzeugungsprozess zu semischen Kategorien und schließlich zu Zeichen werden, auf der Textebene nämlich, die Greimas aber nicht mehr interessiert, weil es ihm allein um den Bedeutung erzeugenden Prozess geht, um die Transcodierung von Sinn in Bedeutung.

Wie verträgt sich nun die gemeinhin erhobene These von der A-Historizität des Strukturalismus mit der hier aufgestellten, dass auch für Greimas Texte durchaus „Erinnerungsräume“ zugleich universeller, individueller und kultureller Art seien? Um diesen vermeintlichen Widerspruch aufzulösen, soll hier kurz der Greimassche Strukturbegriff in seiner Komplexität auf den Ebenen des generativen Parcours, und das heißt letztlich seine Diskurstheorie, erläutert werden, und zwar anhand des Literaturbegriffs.

Der Begriff der Literatur kann für Greimas nicht, wie in der Hermeneutik, mit den „Kategorien“ von Autor (als „Schöpfer“), Werk (als „Schöpfung“), Leser (als den Sinn in immer neuen Kommentaren/Interpretationen „Abschöpfendem“) und Geschichte (als „Schöpfungsgeschichte“) erfasst werden. Stellte man den Autor als Schöpfer heraus, so hätte man es nach Greimas mit seinen Psychologismen und seinem sozialen und historischen Umfeld zu tun, also mit einer konnotativen Semiotik, die für Greimas unannehmbar ist. Die Konnotation ist für Roland Barthes z.B., semiologisch gesehen, „der Ausgangspunkt eines Codes (auf den nicht wieder zurückgegriffen wird), die Artikulation einer in den Text eingewebten Stimme. Von der Dynamik her gesehen ist sie ein Überwältigtsein, dem der Text

unterworfen ist, sie ist die Möglichkeit dieser Betörung (der Sinn ist eine Kraft).“¹¹ Für Greimas ist Code nicht Kraft, sondern Gesetz und Regel, über geregelte Prozeduren abgewickelte Gesetzmäßigkeit, die eben den präexistenten Sinn in eindeutige, stabile Bedeutung transcodiert. Da der Ausgangspunkt dieser Ausführungen die Literatur, genauer: der Autor, war, der Autor aber gleichsam durch eine Vermittlungsinstanz, das Subjekt der Äußerung nämlich, ersetzt ist, kann die Frage „Wer schreibt?“ für Greimas vielleicht so beantwortet werden: Der Autor, aber *keineswegs* als einmalige und unverwechselbare Person, sondern als ein zugleich logisches und historisches Subjekt. Und das schreibt nach den Gesetzen und Regeln der Sprache und Werte seiner Kultur, denen universelle semische Kategorien-Oppositionen abstrakter, generischer und thymischer Art (die Mikrouniversen) so zu Grunde liegen, dass alle vom (Autor)-Subjekt generierte Bedeutung unabhängig von ihm als individueller Person eindeutig und widerspruchsfrei als Zeugnis der Universalität der „SinnGesetze“ und der WertGesetze seiner Kultur decodierbar ist.

Wenn die Literatur nicht Zeugnis eines individuellen Autorsubjekts im referentiellen Sinne sein kann, so kann sie auch nicht in Werken gespeicherte Geschichte sein, die man sich mit geschichtlichem Verstehen wieder zu eigen machte; denn dann rekurrierte man wieder auf eine Referentialität. Der Greimassche Text aber hat kein Außen (in ganz anderem Sinn als bei Derrida); er verbleibt strikt in der Immanenz. Kein „Außen“ meint hier tatsächlich keine Referentialität; und das heißt, dass keine psychosozialen Variablen irgendwelcher Art die Bedeutungsgenerierung beeinflussen: Jeder Diskurs hat eine streng textinterne Referentialität, die auf den Semen beruht, die lediglich semantisch aufgefüllt, d.h. figurativisiert werden. Alle Seme des Sinnuniversums sind als exterozeptive Seme (also Seme der Wahrnehmung) ja ohnehin korrelativ mit den Qualitäten der „Welt“. Die „Welt“ *ist* bereits über die Seme, die Inhaltswerte, in das semantische Universum hereingeholt. Und das heißt streng genommen: Der Text hat auch keinen Leser, jedenfalls keinen mit psychosozialen Variablen; denn der Leser ist für Greimas konform mit dem Äußerungssubjekt, das nach den Gesetzen des Code, der tiefenstrukturellen Mikrouniversen und ihrer Komplexifizierungen, Bedeutung generiert. An die Stelle der geschichtlichen „Wahrheit“ tritt das Wahrsagen (*dire vrai*) einer anonymen Erzählinstanz, des Subjekts der Äußerung (Subjekts der Enunziation), der Enunziateur. An die Stelle des Lesers tritt die mit der Erzählinstanz konforme Leserinstanz, der Enunziataire.

Den Begriff des Literarischen als das „Wesen“ von Dichtung (gleichsam a priori) kann es also nicht geben; es gibt allenfalls die Literarizität des literarischen Diskurses als „Ethnotheorie der Genres (oder Diskurse)“¹², falls man denn überhaupt, als Semiotiker, den literarischen Diskurs als autonome Klasse innerhalb einer allgemeinen Typologie der Diskurse anerkennen will.

¹¹ Barthes, Roland, S/Z, Frankfurt/Main 1987, S. 13.

¹² Greimas, Algirdas Julien/Courtés, Joseph, Sémiotique. Dictionnaire Raisonné de la Théorie du Langage, Hachette/Paris 1979, S. 214.

Was, wenn der literarische Diskurs durchaus „nichts Besonderes“, Eigenständiges, ist – denn die Metasprache des Diskurses lässt sich auf *jeden* Text anwenden –, ist er dann überhaupt ein Diskurs im Sinne Greimas'? Greimas, der als der erste historische Diskurstheoretiker bezeichnet wird¹³, nennt Diskurs jeden Text, der einer – für alle Texte gültigen – wissenschaftlichen Analyse unterzogen worden ist, deren allgemeine Wissenschaftskriterien, um nur die zwei wichtigsten zu nennen, das Prinzip der Deduktion und das Prinzip der Immanenz sind. Das Prinzip der Deduktion beruht darauf, dass Greimas das semantische Universum, das „Es gibt Sinn“, als präexistentes annimmt. Er bezeichnet es auch als die Langage (Singular) oder, wie oben bereits erwähnt, *das* signifikante Ensemble. Aus diesem „Bedeutungsreservoir“, das Greimas ja auch *sens central* nennt und das man sich als das Saussuresche *nébuleuse* vorstellen soll, gliedern sich die einzelnen Langages (Plural) heraus, als tierische oder menschliche Langages, die wiederum in natürliche oder künstliche unterteilt sind. Aus den natürlichen Langages ergeben sich die zwei großen Makrosemiotiken der natürlichen Welt und der natürlichen Sprache (die einander entsprechen, d.h. die natürliche Welt hat eine „diskursive Struktur“, sie ist „Aussage“)¹⁴, aus denen sich wiederum die multiplen Semiotiken oder Diskurse entwickeln. Die Semiotiken, unter denen die Literatur eine ist, sind allerdings erst dann wissenschaftliche Semiotiken, wenn sie einen Prozess der Bedeutungsbildung durchlaufen haben, der strengen Regeln von Operationen, Konversionen und Transformationen gehorcht oder, anders formuliert, wenn das semantische Universum in eine Metalangage überführt worden ist. Diese Form semiotischer Organisation, die zugleich verschiedene und kombinierbare Einheiten erzeugt, unterliegt damit einem generativen Parcours oder Bedeutungsdurchlauf (-prozess), den Greimas auch grosso modo als Narrativität bezeichnet. Es handelt sich also um eine Art Bedeutung erzeugender „Maschine“, um eine Theorie der Bedeutung, d.h. der Narrativität.

Bevor der generative Parcours (Prozess) kurz skizziert wird, muss noch einmal betont werden, dass Greimas' Bedeutungstheorie keine Zeichentheorie ist: Sie hat es mit Figuren im Hjelmslevschen Sinne zu tun oder, wie Greimas sie nennt, mit Semen, kleinsten Inhaltswerten, und mit Klassemen, abstrakten Semen relationaler (z.B. Term/Relation) und/oder generischer Art (z.B. tierisch/menschlich). Im Semem, einem in einen Kontext eingebetteten Lexem (das wiederum nur isoliert im Lexikon auftaucht), sind die Seme als figurative (exterozeptive, d.h. der menschlichen Wahrnehmung zugehörige) analysierbar: Im Semem „bellen“ ist das Sem /tierisch/ enthalten; sofern es auf einen - vielleicht zornigen - Menschen angewandt wird, enthält es auch das Sem /menschlich/. Die abstrakten (semantischen, interozeptiven) Seme sind eben solche, die die Welt kategorisieren bzw. strukturie-

¹³ Vgl. Schöttler, Peter, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse. In: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt/Main 1988, S. 159-199; hier: S. 163: „Auch wenn Greimas im Gegenzug (zur historischen Linguistik, B.L.) vielleicht etwas überspannte, formulierte er erstmals das Programm einer linguistisch fundierten historisch-strukturalen Diskursanalyse, wengleich dieser Begriff ihm noch fehlte.“

ren, und zwar grundsätzlich in binären Oppositionen (/belebt-unbelebt;/ /tierisch-menschlich/ etc.). Erwähnt wurden schon die thymischen Seme, die die Seme zu Werten axiologisieren. Alle diese Seme „emergieren“ als relationale, d.h. als taxonomisch-morphologisch gebundene Kategorien aus dem semantischen Universum oder dem signifikanten Ensemble, also aus der Totalität der Bedeutungen vor ihrer Artikulation; d.h. sie sind als (strukturgleiche) Objekte von dem erkennenden Subjekt dechifrierbar.

Der Generierungsprozess verläuft nun über drei Ebenen: eine Tiefenebene, eine Oberflächenebene (beide semio-narrativ) und eine diskursive Oberfläche, die alle jeweils zwei Komponenten haben, eine semantisch-statische und eine syntaktisch-prozessuale. Als den großen Wurf Greimas' könnte man die semantisch-taxonomische Tiefenstruktur bezeichnen: Diese weiter oben schon erwähnte Elementarstruktur der Bedeutung ist das eigentliche Fundament der Theorie. Sie ist die Repräsentation *aller* semischen Kategorien in den Relationen von Kontrarität, Kontradiktion und Implikation oder Komplementarität. *Alle* Bedeutung formiert sich so - also: /groß/ versus /klein/ (Kontrarität), die als /nicht-groß/ und /nicht-klein/ (Kontradiktion) wieder die Termen von /groß/ und /klein/ als Schnittpunkte der Struktur ergeben (Implikation). In diesem „erweiterten“ Binarismus organisiert sich *alle* Bedeutung, die dann von der Oberfläche des Textes als in Differenzen organisierte, im Text disseminierte ablesbar ist: Das ist auch die strukturalistische Absage an einen vor-Saussureschen Atomismus. Diese taxonomische Bedeutungsstruktur organisiert nun in einem Prozess *zweiter* Erzeugung von Termen die so genannten – bereits erwähnten – individuellen bzw. kollektiven Mikrouniversen von /Leben-Tod/ bzw. /Natur-Kultur/ – das sind operationelle Begriffe, die spezielle Denominationen oder semiotische Interpretationen auf der diskursiven Oberfläche erhalten können. Insofern diese Mikrouniversen *allen* Strukturen zu Grunde liegen, schreiben sie Bedeutung als grundsätzlich in binären Oppositionen organisierte fest und machen sie durch die (thymischen)Werte als hierarchische Differenzen im Kreis von *arche* und *telos* transhistorisch. Hier wird zugleich schon die Zirkelhaftigkeit der Theorie deutlich, die nämlich alle tiefenstrukturelle Bedeutung nur aus der diskursiven Oberfläche ableiten kann, quasi mit dem „Röntgenblick“ der Strukturanalogizität von Welt-Sprache-Wahrnehmen/Erkennen. Greimas sagt es so: Man gelangt zur Tiefenstruktur, indem man den generativen Prozess bzw. den Diskurs als einen geschichteten Blätterteig (*pâte feuilletée*¹⁵) betrachtet und die einzelnen Schichten abträgt - ein quasi-kulinarisches Vergnügen? Die statische–morphologische (taxonomische) Struktur wird nun auf der syntaktischen Komponente der Tiefenstruktur dynamisiert: Aus den oben genannten statischen Relationen (Kontrarität etc.) werden Operationen (Assertion und Negation), d.h. die Struktur gerät in Bewegung. Man sieht hier schon, dass System und Prozess oder Schema und Gebrauch ineinandergreifen – diese Aufhebung der Dichotomie übernimmt

¹⁴ Greimas/Courtés, *Sémiotique*, S. 233: „[...] le monde naturel correspond, pour ainsi dire, à sa structure ‘de surface’; c’est, d’autre part, une structure ‘discursive’ car il se présente dans le cadre de la relation sujet/objet, il est ‘l’énoncé’ construit par le sujet humain et déchiffable par lui.“

¹⁵ Greimas, *Sémiotique*, S. 113.

Greimas von Hjelmslev, erweitert sie aber gewissermaßen, indem sie bei ihm schon horizontale Geltung hat. Auf der nächsten Ebene werden die Terme dann anthropomorphisiert. Bei der Ausarbeitung seiner „Erzählgrammatik“ bedient sich Greimas tatsächlich eines grammatischen Modells, des von Louis Tesnière: Aus den Termen, den bloßen Schnittpunkten der Struktur, werden nun, auf einer zweiten Tiefenschicht, Aktanten, z.B. Subjekt und Objekt als Funktive einer Prädikatsfunktion. Zum Aktanten-Modell gehören ebenso als stabile Bestandteile jeder Narration Destinateur und Destinataire, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen; denn Destinateur und Destinataire sind nicht bloß Sender und Empfänger (wie in einem Kommunikationsmodell). Der Destinateur ist mehr; er ist der Vermittler aller Gaben im Spiel, der Destinataire empfängt sie von ihm: Der Destinateur ist gleichsam Schicksalslenker (*destin!*); das Destinataire-Subjekt empfängt also sein *Schicksal* von ihm: Wie in der (zu Grunde liegenden) Proppschen Morphologie der russischen Zaubermärchen bleibt so bei aller Straffung und Veränderung das Schema von Mangel, Probe und (positiver oder negativer) Sanktion, wobei der initiale Destinateur, der Geber aller Gaben, mit dem finalen Destinateur, dem Richter, synkretisch ist. Der Destinateur-Richter ist sozialer Richter (Hüter der Verträge), aber auch metaphysische Instanz: Hüter der Wahrheit. Bei diesen Ausführungen sind wir z.T. schon im so genannten narrativen Schema, das den generativen Prozess als Kontrakt (oder Austausch) – zwischen Destinateur und Destinataire – „umrahmt“: Hier handelt es sich also nicht mehr allein um Semantik oder Grammatik, sondern – um die am Anfang zitierten Kategorien von Renate Lachmann wieder aufzunehmen – um Ästhetik, verstanden als „Sinn“-Zuschreibung an jede Narration. Sofern es sich nur um die Aktanten – ohne Kontrakt bzw. Tausch als Rahmen – handelt, sind wir noch immer auf der semio-narrativen Oberfläche, also auf der Tiefenebene unterhalb der diskursiven Ebene, und damit auch bei den Aussagen, den Enunziaten. Denn Subjekt – Prädikatsfunktion – Objekt bilden grammatisch gesehen eine Aussage, semiotisch gesehen auch noch eine Zustands- oder Handlungsstruktur. Die Aktanten sind ja ebenso linguistische Größen wie anthropomorphisierte Handelnde, Lebewesen, aber auch Dinge (oder gar Begriffe). Die Funktionsprädikate bestimmen die aktantiellen Zustände oder Rollen der Aktanten (eine Reihe von Zuständen bzw. Handlungen heißt narratives Programm, eine Folge von Programmen narrativer *Parcours*). Sie können übermodalisiert werden nach den Modalitäten von wollen, wissen, können und müssen; das macht sie semiotisch gesehen erst zu Handelnden, zu Subjekten. Damit wird aber auch das gesamte narrative Modell teleologisch, denn Subjekt und Objekt definieren sich gegenseitig als semiotische durch das Wollen, durch ihre Bezogenheit aufeinander (das Objekt ist immer zu erstrebendes Wertobjekt für das Subjekt). Aus der *axiologischen* Tiefenstruktur (Elementarstruktur) wird durch die grammatische Aussagestruktur, d.h. die Objektbezogenheit des Subjekts, ein *ideologisches* Modell (auf der diskursiven Ebene ist diese grammatisch-syntaktische Struktur dann die Konfiguration der Suche – *quête*).

Auf der letzten Ebene, der diskursiven Oberfläche, erfahren nun die Seme, Terme bzw. Aktanten eine Temporalisierung, Spatialisierung und Aktoralisierung (syntaktische Kompo-

nente) bzw. eine Figurativisierung oder Thematisierung (semantische Komponente). Das bedeutet, dass sie eine semantische Investition erhalten: Das Wertobjekt O z.B. erhält die semantische Investition Auto, womit aus dem syntaktischen Objekt eine Figur geworden ist – Ov (*valeur*).

Hat man nun einen literarischen Text nach diesem Erzeugungsprozess über alle horizontalen Komponenten und vertikalen Ebenen analysiert, dann hat man – so der Anspruch der Theorie – die Bedeutung dieses Textes als eindeutige, also nicht ambige, und als widerspruchsfreie, d.h. stabile analysiert. Das narrative Schema bildet den Rahmen der Narration.

Es lässt sich nun folgendes Fazit ziehen: Der im signifikanten Ensemble oder semantischen Universum präexistente Sinn (Sinn in absentia, als Virtualität) ist nun manifest und präsent geworden durch den Code-der-Metasprache, wobei durch die Instanz der Diskursivierung (Aktivität des Äußerungssubjekts, Subjekt der Enunziation) die jeweils kulturelle Praxis dadurch deutlich wird, dass über die oppositionellen Mikrouniversen von /Leben-Tod/ z.B. die Einschließungen und Ausschließungen einer Kultur sichtbar werden.

3. Ein Versuch, mit dem Greimasschen Modell eine Passage aus Elfriede Jelineks ‚Prosa‘ *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr* zu analysieren

Diese komplizierten und abstrakten Ausführungen waren notwendig, um die Frage, ob Greimas mit seinem Modell der Narrativität einem Text der Literatur, hier verstanden als kulturellem Gedächtnis, gerecht werden kann und *in welcher Weise* er ihm gerecht werden kann, überhaupt erst zu stellen. Wenn auch eine Reflexion der möglichen Antwort noch aussteht – sie soll im Folgenden kurz vorgenommen werden, um mit ihr zu Derrida überzuleiten –, erscheint es vielleicht als angebracht, an einem Textbeispiel, allerdings nur an wenigen Aspekten, zu zeigen, wie der Prozess der Bedeutungsgenerierung funktionieren könnte, ob er Bedeutung als eindeutige erzeugen und so z.B. ein genaues Erinnerungsbild einer Kultur geben kann, wie der Dichter Simonides sich im Mythos (vgl. 1. Kapitel) an das Mahl, die Gäste und ihre Sitzordnung erinnert. Ich wähle eine Landschaftsbeschreibung aus Elfriede Jelineks oben genannter ‚Prosa‘¹⁶:

„Ärmliches Moos, kümmerliche Flechte, nirgends das Echte vom Bildschirm. Jahre haben ohne Grund das meiste zerstört, keine Essenz in diesen Jahren, nur der Essig des Lebens von Daheimgebliebenen. Ringsherum wohin man schweift das peinigende Hüttenwesen. Ungesunde leicht entzündliche Stahlkochereien.“

¹⁶ Jelinek, Elfriede, *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr. Prosa*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 7.

Auf der diskursiven Oberfläche des Textes ist als Akteur auf der kognitiven, d.h. auf der erzähltheoretischen, Ebene vom Äußerungssubjekt ein „man“ installiert, in das sich der implizit bleibende Erzähler-Beobachter offenbar einschließt. Auf der tieferen Schicht des Diskurs-Blätterteigs liegt diesem Akteur also ein kollektiver Aktant (der Kommunikation) zu Grunde, eben ein „man“. Ebenso kollektive Aktanten, diesmal der Narration, sind die auf Diskursebene als „ärmliches Moos“ und „kümmerliche Flechte“ abgelösten Akteure. Sie erscheinen in einer elliptischen Satzkonstruktion, so dass sich nur katalytisch erschließen lässt, dass sie für den Akteur „Daheimgebliebene“ (kollektiver Aktant auch er) offenbar in ihrer dürftigen Unscheinbarkeit und Hässlichkeit jeden Wettstreit mit einer im Fernsehen gezeigten Flora verlieren würden. Die binäre Opposition von Pflanzen (Moos, Flechte) und technischem Gerät (Fernsehen) erlaubt nun, auf die epistemologische Tiefenebene zu gehen und das kollektive Mikrouniversum von /Natur-Kultur/ den entsprechenden Sememen zuzuweisen. Zugleich lässt sich diesem Mikrouniversum noch ein anderes überlagern, nämlich das veridikatorische von /sein-scheinen/. Dessen operationale Begriffe fasst Greimas in /Wahrheit-Falschheit/ bzw. /Geheimnis-Täuschung/. Wenn nun die „Daheimgebliebenen“ dem im Fernsehen Gezeigten den euphorischen Wert /Wahrheit/ zuweisen („das Echte vom Bildschirm“), dem in der Natur Vorkommenden aber den dysphorischen Wert /Täuschung/, so gilt im Greimasschen Diskursmodell der „Bildschirm“ als kultureller Destinateur, der das „Schicksal“ der Destinataire-Subjekte, der „Daheimgebliebenen“, lenkt: Sie unterliegen alle der Modalität der Täuschung (der Destinateur vermittelt manipulativ das Wissen-Wollen und Glauben-Können); vom Wahr-Wissen sind sie ausgeschlossen; mit Baudrillard gesprochen, unterliegen sie der totalen Simulation. Dann aber wird die Rolle dieses Destinateurs (oder Anti-Destinateurs) syntaktisch geschlossen: Der nächste Destinateur ist ein kosmologischer: Jahre. Die „Jahre“ haben die Landschaft fast „zerstört“, „ohne Grund“, wie es heißt. Das dominante Sem, das diese Sequenz (Isotopie) beherrscht, ist der /Mangel/, Mangel der Bewohner, Mangel der Landschaft. Aber nicht „das peinigende Hüttenwesen“ oder die „Stahlkochereien“ sind die Verursacher, sondern die „Jahre“, ein kosmologischer (Anti-)Destinateur. Legt man wiederum das Mikrouniversum von /Natur-Kultur/ zugrunde, so sieht man, dass die hierarchische Struktur der auf der Textoberfläche generierten Bedeutung nicht eindeutig standhält. Denn der /Natur/ (dysphorisch valorisiert) sind die „Jahre“ zuzuordnen, die die Textoberfläche aber offensichtlich *ironisch* als Ursache der Landschaftszerstörung ausmacht, während die Struktur das „peinigende Hüttenwesen“ der /Kultur/ und damit der Euphorie zuschreibt, während der Leser diese als Verursacher der Zerstörung und damit dysphorisch valorisiert liest. Von den generierten Termen der Elementarstruktur aber ist nach Greimas die /Natur/ euphorisch, die /Kultur/ dysphorisch gewertet (Relation der Kontrarität), damit Bedeutung als stabile generiert werden kann. Hier aber verschiebt sich die Bedeutung auf der Textoberfläche: Der dem Konzept der /Natur/ zugewiesene Term ist der negative. Offenbar ist es die Ironie, die eine als widerspruchsfrei und stabil postulierte Bedeutungserzeugung (gemäß dem „semiotischen Viereck“) nicht zulässt; denn der Leser sieht durchaus, dass die „Jahre“ nicht „ohne

Grund“ die Natur zerstört haben. Was aber ist zu tun mit der Ironie z.B., wenn sie die Bedeutung verschiebt? Greimas hat darauf keine schlüssige Antwort. Die Analyse mit dem Greimasschen Instrumentarium soll an dieser Stelle abgebrochen werden. Was hat sie – neben dem Funktionieren und/oder Nicht-Funktionieren der Theorie – gezeigt? Vielleicht in dieser kurzen Form nur etwas, was hier lediglich als Frage aufgegriffen werden soll. Wenn Bedeutung, wie es die Theorie verspricht, in diesem Fall gerade *nicht* als eindeutige, stabile und widerspruchsfreie erzeugt wird, kann dann ein Text Gedächtnisspeicher sein im Sinne des Mythos vom Dichter Simonides, also ein *identisches* Heraufholen des Gewesenen (als „Ästhetik“ und „Semantik“, die sich einer „vergessenen Grammatik“ – hier der Greimasschen Erzählgrammatik – „verdanken“) postulieren oder garantieren, ohne den Faktor Zeit einzubeziehen, der Verschiebungen in dem, was erinnert und wie erinnert wird, vornimmt – mit Greimas gesprochen: Kann der Text (Diskurs) identische und stabile Transcodierung des (kategorial-differentiellen) Sinns in präsenste Bedeutung sein? Man könnte sagen, dass das Greimassche Diskursmodell ein Tauschmodell ist: Es liefert die Theorie gleichsam als Gabe; der Leser wendet sie an und bekommt dafür als Gegengabe die eindeutige Bedeutung, die sich anhand der festen binären Strukturen etabliert. Derrida aber zeigt in *Falschgeld. Zeit gegen I* an der Auseinandersetzung mit Marcel Mauss' *Essay sur le don* und dem kleinen Text von Baudrillard *La fausse monnaie*, dass ein solches „odysseeisches“ Modell der geschlossenen Ökonomie, in dem Gesetz und Zuteilung herrschen, ein metaphysisches Modell ist, das den metaphysisch-hierarchischen Binarismen entspricht: „Das Beisichsein der Idee im absoluten Wissen wäre odysseeisch in diesem Sinne, das heißt in dem einer *Ökonomie* und *Nostalgie*, eines „Heimwehs“ oder provisorischen Exils, das sich nach dem eigenen zurücksehnt, es sich wiederaneignen will“: Der Text als Gabe aber („wenn es sie gibt“), ist das, „was die Ökonomie unterbricht“, „was dem Tausch nicht mehr stattgibt, weil es den ökonomischen Kalkül suspendiert“¹⁷ – damit der Text überhaupt bedeuten kann, d. h. für Derrida: für den Einzelnen zum Ereignis werden kann, wie das Falschgeld in Baudelaires Geschichte für den Bettler ein Ereignis in seinem Leben hervorrufen kann.

Paul Ricoeur, auf dessen Kritik an Greimas im Einzelnen hier nicht eingegangen werden kann (er moniert unter anderem die oben angeführte und demonstrierte Zirkelhaftigkeit, also das „Ablesen“ der Tiefenstruktur von der Oberfläche; das Analogsetzen von Relationen und Operationen und das Analogsetzen von Operationen und Handlungen), nennt dieses Bedeutungsmodell – das ja auch durch das narrative Schema eine ästhetische Theorie, ein Deutungsmodell ist, und zwar ein anthropologisches von Ursprung und Ziel, Auszug und Heimkehr – ein „streng zeitloses Modell“¹⁸, ein metaphysisches Modell von Verheißung und Erfüllung.

Zeitlos wird dieses Modell eben gerade durch seinen Repräsentationscharakter, durch seine Zirkularität und seine Gerichtetheit (Algorithmus); denn wenn z.B. alle Gaben vermittelte

¹⁷ Derrida, Jacques, *Falschgeld. Zeit gegen I*, München 1993, S. 16 und 17.

¹⁸ Ricoeur, Paul, *Zeit und Erzählung. Zeit und literarische Erzählung*, Band II, München 1989, S. 78.

sind, jedes Wollen und jedes Wissen und Können, wenn sie gegeben und sanktioniert werden, dann entsteht ein affirmatives Modell des Seins und Tuns, in dem alles Werden nur als gesetzmäßige Transformation des präexistent gesetzten „Sinn des Lebens“ erscheint.

Und die Geschichte? Wie kann ein solch zeitlos metaphysisches, universell gültige Bedeutung generierendes Modell der Geschichte – verstanden als „Ereignis“ – gerecht werden? Darin, dass der Sinn als präexistent vorausgesetzt wird, aus dem die Bedeutung eindeutig deduziert werden kann, ist die Greimassche Semiotik verwandt mit der Hermeneutik als Phänomenologie (und Greimas beruft sich auch z.T. auf sie) – außer dass das strenge Immanenzgebot (Seme, nicht Zeichen), die Geschlossenheit der Strukturen (clôture), einen Autor nicht zulässt, dessen Bewusstsein oder Intention im Text manifest wäre.

Der Schlüssel zur Frage der Historizität dieser von Schöttler ausdrücklich historisch genannten Diskurstheorie – und man wird dem Strukturalismus Greimas' ein Ringen um diese Frage nicht absprechen können, was hier nicht mehr im Einzelnen gezeigt werden kann – liegt wohl nach allem bisher Ausgeführten zum einen in der hypothetischen Annahme des Sinn- bzw. Werteuniversums und zum anderen in den diskursiven Figuren der Oberfläche. Denn insoweit das Sinnuniversum universell ist, muss es – so Petitot – verstanden werden als ein Fenster zu den „anthropologischen Strukturen des Imaginären“¹⁹ des Menschen (wobei Greimas allerdings alle ontologischen Urteile ausschließen will²⁰). Sofern es aber durch irgendeine natürliche Sprache abgedeckt ist (durch die diskursive Oberfläche), ist es koextensiv mit dem Begriff der Kultur. Für Greimas ist nämlich das Sinnuniversum als die Totalität aller Bedeutungen auch Geschichte, verstanden als „Erkenntnisobjekt“, dessen Intelligibilität a priori postuliert wird und das erkennbar wird als Semiotik-Objekt, also erschließbar über die Metasprache der oben skizzierten Bedeutungsmaschine.

Für Greimas kann das Element der Zeitlichkeit nicht in den semio-narrativen Strukturen liegen, denn die gehorchen den als universell verstandenen Algorithmen der narrativen Grammatik. Die Zeit ist auf der diskursiven Oberfläche präsent; denn der historische Diskurs erscheint dort „als ein temporalisierter Diskurs (wo die Prädikatstransformationen in Prozess umgewandelt sind)“²¹.

Wenn man Geschichte als prozessuales Ereignis auffasst, dann muss man wohl sagen, dass der transformationelle Strukturalismus dieses Problem wohl nicht löst. Wenn es aber darum geht, Texte als Erinnerungsspeicher zu verstehen, dann sieht Greimas durchaus in ihnen Geschichte verankert (was immer das genau heißt) – die individuelle durch das Mikrouniversum von /Leben-Tod/, die kulturelle in dem von /Natur-Kultur/. Und doch möchte man Ricoeur Recht geben: Denn aller individuellen und kulturellen Geschichte wird ein Gesetzesraster der Entfaltung unterlegt, ein zeitenthobener Algorithmus, also eine Gerichtetheit des Prozessualen, der die Geschichte alles „Eigenen“ beraubt, der sie ihres Einmalig-

¹⁹ Petitot-Cocorda, Jean, *Morphogenèse du Sens I. Pour un schématisme de la structure*, Paris 1985, S. 45.

²⁰ Greimas, *Sémiotique*, S. 409.

²¹ Greimas, *Sémiotique*, S. 173: „[...] le *discours historique* apparaît, au niveau de surface, comme un discours temporalisé (où les prédicats-transformations sont convertis en procès).“

gen enteignet. In ihrer Subjekt-Objekt-Spannung bleibt die Theorie ein transzendental-rationalistisches Modell. In der Vertrags- bzw. Tauschstruktur des narrativen Schemas bleibt sie ein quasi onto-theologisches Erlösungsmodell. Gerade darin liegt ihre affirmativ-zeitlose Gültigkeit. Das wird auch dadurch nicht aufgehoben, dass der Destinateur eine gleichsam archaische gesellschaftliche Autorität ist; denn er erteilt dem Subjektaktanten letztlich einen „Heilsauftrag“²²: Der Destinateur ist immer, wie Greimas sagt, in allen polemischen Strukturen, „Hüter der Kontrakte, der Richtigkeit der menschlichen Beziehungen und der Wahrheit der Dinge und der Lebewesen“²³ – gleichsam göttlicher Garant.

Es gibt einen Aufsatz von Greimas, der die Problematik von „Struktur und Geschichte“ unter diesem Titel fokussiert, deshalb soll noch ein kurzer Blick auf diesen Text geworfen werden²⁴. Wie geht Greimas im Einzelnen vor? Ausdrücklich sagt er zu Beginn seines Essays, er wolle seine Ausführungen Betrachtungen widmen, „die vom Zeitlosen zum Zeitlichen“ verlaufen, und auch hier die Modelle der Linguistik seiner „anthropologischen Reflexion“ zu Grunde legen (SG, 421). Greimas rekurriert auf Hjelmslev, für den die linguistische Struktur – „eine Art achronischer Mechanismus“ – zur Erzeugung von Nachrichten dient „und so einen korrespondierenden Raum mit Ereignissen füllt“ (SG, 427). Greimas kommt in seinen Überlegungen zu der Feststellung, dass die „historische Verankerung einer Struktur“ „als eine Begrenzung der Möglichkeiten ihrer Manifestation“ zu verstehen ist oder: „Die Bedeutungsstrukturen werden in dem Maße historisch, wie die Bestandsaufnahme von Auswirkungen des Sinns eingeschränkt wird“ (SG, 429). Hjelmslevs Begriffe von Schema und Gebrauch auswertend, kann Greimas sagen, dass der Begriff des Gebrauchs mit der Historisierung der Struktur zusammenfällt. Es gilt allerdings zu beachten, dass die Geschichte nach Greimas teleologisch verläuft, als quasi-religiöses Versöhnungs- und Erlösungsmodell: Darin ist alle Historizität, auch die des konstruierenden Betrachters, als zeitlose aufgehoben. Der Ereignischarakter von Geschichte ist und bleibt einem „Gesetzesdepot“ (Kristeva) der Formalisierbarkeit unterworfen, denn Geschichte als „récit“ wird analysiert wie jeder récit, nach der objektiven Metasprache des generativen Parcours, der Bedeutung immer nur als prä-existent, also zeitlos vorherbestimmten Sinn erzeugt.

4. Die Verzeitlichung der Struktur bei Derrida

Derrida, auf den schon wiederholt verwiesen wurde, gilt als Begründer der Dekonstruktion, eines Verfahrens, das zwar von einer geschlossenen diskursiven Textoberfläche ausgeht,

²² Zima, Peter V., Diskurs als Ideologie. In: Peter V. Zima (Hg.). Textsemiotik als Ideologiekritik, Frankfurt/Main 1977, S. 7 – 31; hier: S. 17.

²³ Greimas, Algirdas J., Préface à Courtés. In: Joseph Courtés (Hg.). Introduction de la sémiotique narrative et discursive, Paris 1976, S. 24.

²⁴ Greimas, Algirdas J., Struktur und Geschichte. In: H. Naumann (Hg.). Der moderne Strukturbegriff, Darmstadt 1973, S. 421-434; im Folgenden als Sigle SG.

dann aber zeigt, dass die vermeintliche Bedeutungseinheit hierarchischer Oppositionen nicht auf einer stabilen Einheit, d.h. nicht auf dem Zentrum (Sinn, Wahrheit) einer solchen Struktur beruht. Die Dekonstruktion kehrt nun die Oppositionen, die sie auf der Textoberfläche vorfindet, nicht einfach um, sondern zeigt durch die „Tiefenlektüre“²⁵, dass diese Oppositionen nicht stabil sind, sondern immer wieder aufgelöst werden, weil jedem Term sein Gegenteil schon eingeschrieben ist. Bedeutung ist so nicht zentriert, also in einem stabilen Netz binärer Oppositionen entfaltet, sondern disseminiert, immer wieder verschoben oder aufgeschoben, nicht eine stabile Struktur, sondern eine schon im „*Ursprung*“ zugleich verräumlichte *und* verzeitlichte Verweisungsstruktur, immer schon in sich gespalten, Ursprung. Die Dekonstruktion legt so die immanenten Ambivalenzen eines jeden Textes offen (Greimas postuliert die Widerspruchsfreiheit), seine Brüche und „Risse“, ja die „Verwundung“ seiner „Beschneidung“²⁶.

Derridas Philosophie geht aus von der Bedeutungs- und Ursprungslosigkeit, nicht von einem schon immer allem vorausgehenden existenten Sinn, aus dem alle Bedeutung ableitbar wäre. In einem seiner frühen Aufsätze, *Die différance*, hebt er die stabile Struktur von binären Oppositionen auf, und zwar macht er das an dem Kunstwort *différance* deutlich. Indem er nämlich das „e“ durch das „a“ ersetzt, verschiebt er die Bedeutung eines Lauts so, dass beim Hören nicht mehr erkennbar ist, ob die Bedeutung von „unterschieden“ oder „aufgeschoben“ gemeint ist: Bedeutung ist also nie präsent, sie ist „stumm“ (nur in der Schrift erkennbar, nicht mehr im Laut). Sie gehört nicht mehr der Ordnung der Sinnlichkeit an, aber auch nicht der Ordnung des Intelligiblen als einer Idealität. Diese Opposition ist aufgehoben; das „a“, großgeschrieben als „A“, wird zur „Pyramide“, zum „Grabmal“²⁷ der Differenz, *indem sie sie in sich einschließt* und so erst zur „Bedingung der Möglichkeit“ (p, 31) von Differenzen, zur Bedingung eines jeden Zeichens macht, das ebenso wenig ein stabiles Signifikat wie einen ihm zugehörigen stabilen Signifikanten hat. Alle Oppositionen verschieben sich im Spiel der Differenzen, das die *différance* ist (an der Analyse des knappen Jelinek-Textes war das zu sehen). Mit der *différance* als „Strukturalität“ der Struktur wird die verräumlichte Struktur verzeitlicht; sie gerät in die Bewegung des permanenten Aufschubs. So gesehen ist die *différance*, die schon „Spaltung und Teilung“ ist – niemals Identität –, Erzeugungs-„prinzip“ einer Bedeutung, die immer nur einen Sinn (als Differenz) herstellt und ihn wieder verschiebt, also wieder auflöst in der Substituierung durch andere Signifikanten. Die Bedeutung ist Simulakrum, Effekt; aber nicht wie bei Greimas des *vorausgehenden* Sinns, sondern durch die *différance* sich zeigende und im Spiel der Differenzen sich erneut verschiebende, also erst *nachträglich* sich herstellende, supplementäre Bedeutung. Damit ist das Repräsentationsmodell des Zeichens, das ein Abwesendes repräsentiert, indem es dieses Abwesende präsent macht, in die unhintergehbare Zeitlichkeit

²⁵ Derrida, Jacques, *Grammatologie*, Frankfurt/Main 1992, S. 343.

²⁶ Derrida, Jacques, *Schibboleth*, Wien 1996, S. 116 und 119.

²⁷ Derrida, Jacques, *Die différance*. In: Jacques Derrida, *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 29- 52; hier: S. 29; im Folgenden als Sigle d.

transferiert: Auch alle Präsenz ist Effekt, nachträgliche, supplementäre Struktur. Die *différance* ist weder „statisch“ noch „genetisch“, weder „abgeleitet noch ursprünglich“, weder „struktural noch historisch“ (d, 38). In diesem Zugleich der Gegensätze ist sie *pharmakon* (Gift *und* Gabe). Sie bringt die Struktur und die Geschichte als Differenzen erst hervor, aber eben nicht als stabile, sondern als einander schon enthaltende.

Wenn also das Signifikat ein erst hergestelltes, nachträgliches ist, wenn alle Präsenz erst nachträgliche ist, ergibt sich die Frag, wie dann ein Text „Speicher“ sein, Zeugnis ablegen kann von dem, was war? Ist bei Greimas der Text als (Meta-)Diskurs in eine universelle Bedeutungsgültigkeit gerückt, die das jeweils historisch Bedingte seiner Einmaligkeit, seines Ereignischarakters beraubt – Karlheinz Stierle spricht von „Systemereignis“²⁸ – , dann ist bei Derrida, so scheint es, der Text selbst ein permanent sich wandelndes Sinnereignis, das Sinn destruiert und konstruiert, um ihn wieder zu destruieren und so weiter ad infinitum. Vielleicht ist es hilfreich, sich neben dem „Begriff“ der *différance* den der *Schrift* bei Derrida anzuschauen, wobei die nicht-stabilen Nichtbegriffe von *différance*, *pharmakon*, Supplement, Spur oder Schrift auch nur den unendlichen Verweisungscharakter der Signifikanten betonen, denen kein stabiles Signifikat mehr zu Grunde liegt: Wie der Signifikant unterliegt auch das Signifikat einer unendlichen Verweisungsstruktur, der unendlichen Verschiebung seiner Bedeutung.

5. Erinnerung als Schrift, Schrift als Dissemination

Während Derrida in der *Grammatologie* die Bewertung der Schrift in der abendländisch-metaphysischen Tradition von Platon bis Rousseau und Saussure erforscht und feststellt, dass sie alle die „tote“ Schrift gegenüber dem „lebendigen“ Wort, dem Laut, dem Logos erniedrigt haben, weil sie das bloß Sinnlich-Materiale gegenüber dem Intelligiblen des Logos darstellte, geht er in *Platons Pharmazie* dem Ursprungsmythos der Schrift nach, wie ihn Platon im *Phaidros* erzählt. Es gibt einen Ursprungsmythos der Schrift, wie es einen Ursprungsmythos der Mnemotechnik gibt. Derrida rekurriert darauf, dass die Schrift an den Mythos, der Logos an das Wissen gebunden ist. Dem Mythos zufolge ist der Gott Theut der Erfinder der Schrift, der Buchstaben, der *grammata*. Theut geht nun hin und preist sie dem Gott Ammon an; denn sie würden die Ägypter „weiser machen und gedächtnisfester“²⁹. Aber gerade deshalb weist Ammon, der „Gott-der-König-der-spricht“ (D, 85), das Geschenk zurück. Mit dieser Zurückweisung handelt er „wie ein Vater“: „Das *pharmakon* wird hier dem Vater präsentiert und durch ihn verworfen, erniedrigt, liegengelassen, mi-

²⁸ Stierle, Karlheinz, Semiotik als Kulturwissenschaft. In: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. v. Helmut Stimm und Alfred Noyer-Weidner, Bd. LXXXIII/2, Wiesbaden 1973, S. 99 – 128; hier: S. 102: „Was die Idee dieser Kulturwissenschaft, die in Saussures Konzept der Semiologie ihren Ursprung hat, von der Rickertschen Idee der Kulturwissenschaft prinzipiell unterscheidet, ist die Priorität des Erkenntnisinteresses am System über die im System möglichen Systemereignisse als Aktualisierungen im System angelegter Möglichkeiten.“

²⁹ Derrida, Jacques, Dissemination, Wien 1995, S. 85; im Folgenden als Sigle D.

Bachtet.“ (D, 85) Derrida hebt heraus, dass der Logos keineswegs der Vater sei: „Sondern, daß des Logos' Ursprung *sein Vater* ist. [...] Der Logos ist ein Sohn, also, und einer, der ohne *Gegenwart*, ohne den gegenwärtigen *Beistand* seines Vaters zugrunde ginge. Seines Vaters, welcher (ver-) antwortet.[...] Ohne seinen Vater ist er freilich nichts mehr als eine Schrift.“ (D, 85) Derrida führt weiter aus: „Das Spezifische an der Schrift ginge folglich auf die Abwesenheit des Vaters zurück.“ (D, 14) Genau das ist „Text“ bei Derrida: Er ist Schrift, vom Vater des Logos, Theut, verworfene Schrift, also vaterlos, und das heißt: ohne präsenten Sinn, ohne stabiles, präsenten Signifikat. Er ist vaterlos, und das heißt auch für die Texte der Literatur: ohne Autor, was wiederum bedeutet: ohne dessen präsenten Intention. Denn die Intention ist nachträglicher Effekt, Supplement, in eine unendliche Verweiskette eingeschrieben.

Die Mnemotechnik des Simonides beruft sich gleichsm auf den präsenten Logos, der identische Gedächtnisbilder („Buchstaben“) erzeugt, so wie Greimas sich auf den präsenten, identisch transcodierbaren Sinn eines vorgängigen Sinnuniversums beruft.

Wenn Theut aber der Gott der Schrift ist, der *niemals* gegenwärtig, *niemals* mit sich selbst identisch ist (denn er ist zugleich Gott des Todes, sein Vater, sein Sohn und er selbst, also auch nicht mit sich selbst identisch), dann ist die Schrift (*avant la lettre*) ebenso niemals gegenwärtig oder mit sich selbst identisch: Sie ist es nämlich, die den Text erzeugt, generierende „Instanz“, dadurch dass sie in sich schon gespalten, gefältelt (ein Ausdruck, den Derrida von Mallarmé übernimmt), verschoben ist: Sie ist *pharmakon*, Urschrift, *différance*. Jedes Signifikat ist Effekt des Signifikanten, der selbst zum Signifikat wird, es wieder verschiebt in unendlichem Spiel.

Wenn der „Gott-der-König-der-spricht“ die Schrift zurückwies, weil sie das Gedächtnis bloß suppliert und damit das Vergessen gerade stärkt, so wird man Derrida also vorwerfen müssen, mit seinem Textbegriff dem Vergessen das Wort zu reden, den Text als Erinnerung zu negieren? Keineswegs. Derrida geht es allerdings niemals um ein fest-stellendes (arretierendes) So-war-es, ihm geht es nicht um die Kunst des Speicherns, sondern immer um die „Grenze“: „Die Grenze (zwischen dem Drinnen und dem Draußen, dem Lebendigen und dem Nicht-Lebendigen) trennt nicht einfach zwischen gesprochenem Wort und Schrift, sondern zwischen dem Gedächtnis als Gegenwärtigkeit (re)produzierende Entschleierung und der Wieder-Erinnerung (re-mémoration) als Wiederholung des Monuments [...]. Das „Draußen“ beginnt nicht an der Gelenkstelle dessen, was wir heute das Psychische und das Physische nennen, sondern an dem Punkt, wo die *mneme*, anstatt an sich in ihrem Leben als Bewegung der Wahrheit gegenwärtig zu sein, sich durch das Archiv³⁰ ausstechen, sich von einem zur Re-Memorierung oder Kom-Memorierung dienen-

³⁰ Zu „Archiv“ vgl. Assmann, Erinnerungsräume, S. 343 und 344: „Derrida versteht unter Archiv eine grundsätzlich politische Kategorie: ‚Die Frage kann niemals als eine politische Frage unter anderen gestellt werden. Sie bestimmt das ganze Feld und entscheidet in Wirklichkeit von A bis Z über die res publica. Es gibt keine politische Macht ohne Kontrolle über die Archive, ohne Kontrolle über das Gedächtnis.‘“ (Vgl. ebenso Assmann: Erinnerungsräume, S. 106, Fußnote 35) „Vor dem Archiv als Gedächtnis der Historie“, schreibt A.

den Zeichen verdrängen läßt. Der Raum der Schrift, der Raum als Schrift eröffnet sich in der gewaltsamen Bewegung dieser Supplierung (*suppléance*), in der Differenz zwischen mneme und hypomnesis. Das Draußen ist bereits *in* der Arbeit des Gedächtnisses.“ (D, 121) Das Gedächtnis ist also *Speicher und Prozess zugleich, pharmakon*, Supplement, *Schrift* – Bewegung, Spiel der Differenz. In „Positionen“ äußert sich Derrida eingehender zum Geschichtsbegriff und zur Geschichtlichkeit von Texten. Er lehnt einen „metaphysischen“ Geschichtsbegriff ab, der „Geschichte als Geschichte des Sinns“ versteht, „gradlinig oder zirkulär.“³¹ Weder verläuft für ihn die Geschichte linear, noch beschreibt sie den Kreis von Ausfahrt und Heimkehr, also das odysseische Modell. Derrida wendet sich damit gegen jede Teleologie und Eschatologie; statt dessen macht er sich für eine „Begriffskette der ‘Geschichte’“ stark, „einer in der Tat monumentalen, schichtenförmigen, widersprüchlichen Geschichte, einer Geschichte auch, die eine neue Logik der *Wiederholung* und der *Spur* impliziert.“ (P, 116) Auch das gilt letzten Endes für die Literatur: „Man muß sie in ihrer Spezifität und, wenn Sie so wollen, mit neuem Aufwand untersuchen, in der Spezifität ihrer ‚Geschichte‘ und ihrer Verknüpftheit mit den anderen ‚historischen‘ Feldern des allgemeinen Textes.“ (P, 121)

Man könnte also zusammenfassend sagen, dass Derrida die universelle, stabile Struktur Greimas’ – das taxonomische semiotische Viereck, das aller Bedeutung zu Grunde liegt – in Bewegung setzt, aus ihrer Axiologie (er)löst, von ihren Algorithmen befreit, indem er die festen relationalen Kategorien (Oppositionen) auflöst – und damit freilich auch den präformierten Sinn. Er verzeitlicht, historisiert in diesem Sinne die Struktur selbst, indem er ihre Strukturalität (ihren Ur-Sprung) als die *différance* ausmacht, sie zum unendlichen Spiel der Differenzen erklärt. Und doch macht Derrida immer wieder den Sinn, die Geschichte und die Wahrheit stark. Sie ergibt sich aus der Differenz zur Lüge oder Täuschung, und wir entkommen ihr nicht, weil wir der Metaphysik nicht entkommen. (P, 82) Aber, so kritisiert François Dosse, „die Falten der Zeit, die dieses Wissen entrollen, führen in Wirklichkeit in sein Verschwinden, in seine fortschreitende Auswischung. Es ist eine dekonstruierte Geschichte, die auf ein ausgeschlossenes Werden hinausgeht; sie ist nur die Entrollung des Simulacrums einer zugleich *ungreifbaren* und *stillstehenden* Gegenwart.“³²

Assmann, „kommt allerdings das Archiv als Gedächtnis der Herrschaft. Dieses besteht aus Legaten und Testaten, aus Urkunden, die Beweischarakter haben für Ansprüche auf Macht, Besitz und Abstammung.“ Das gilt auch für die Literatur. In Bezug auf Kafkas Text „Vor dem Gesetz“ stellt Derrida die Frage nach der Geschichtlichkeit des Gesetzes und der Literatur; dabei macht er auch die Geschichtlichkeit stark: „Deshalb ist es zweifelsohne statthaft, eine gewisse Geschichtlichkeit des Gesetzes und eine gewisse Geschichtlichkeit der Literatur *zusammenzudenken*.“ Denn „welches auch immer die Struktur der juristischen und also politischen Institution sei, die gerade das Werk garantiert, sie taucht stets *vor dem Gesetz* auf und bleibt vor ihm. Sie hat nur unter den Bedingungen des Gesetzes Existenz und Konsistenz, und sie wird „literarisch“ erst in einer Epoche des Rechts, das die Probleme des Eigentumsrechts an Werken regelt, der Identität der Korpora, des Wertes der Unterschriften, des Unterschieds zwischen Schaffen, Produzieren und Reproduzieren et cetera.“ Derrida, Jacques, *Préjugés. Vor dem Gesetz*, Wien 1992, S. 85/86.

³¹ Derrida, Jacques, *Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta, Jacques Derrida*, Graz, Wien 1986, S. 114 ; im Folgenden als Sigle P.

³² Dosse, *Geschichte des Strukturalismus*, S. 51.

Ist es „stillstehende Gegenwart“, wenn Derrida sagt: „Die berechtigte Absicht verfolgend, die *innere* Wahrheit und den *inneren* Sinn des Werkes vor einem Historismus, Biographismus oder Psychologismus [...] zu schützen, riskiert man es, die innere Geschichtlichkeit des Werkes selbst, in seinem Verhältnis zu einem nicht nur psychologischen oder geistigen Ursprung, zu übersehen. [...] Diese Geschichtlichkeit des Werkes ist nicht nur die *Vergangenheit* des Werks, seine Nacharbeit oder sein Schlaf, durch die es in der Absicht des Autors sich selbst vorwegnimmt, sondern seine Unmöglichkeit, jemals präsent, in irgendeiner absoluten Gleichzeitigkeit oder Augenblicklichkeit zusammengefaßt zu sein.“³³

Das nicht-ursprüngliche Erzeugungs-„prinzip“ des Derridaschen Textes ist zugleich „Speicher“ und „Erinnerung“; in Aleida Assmanns Worten „ars“ und „vis“. Der Text ist es, im Gegensatz zum Greimasschen Speicher, ebenso; Speicher, weil seine Oberfläche mnemotechnische Bilder differentiell organisiert; Prozess auch deshalb: „Das Erinnern verfährt grundsätzlich rekonstruktiv; es geht stets von der Gegenwart aus, und damit kommt es unweigerlich zu einer Verschiebung, Verformung, Entstellung, Umwertung, Erneuerung des Erinnerns zum Zeitpunkt seiner Rückrufung.“³⁴

Der Derridasche Text ist der nicht-präsente, immer wieder der Verschiebung seiner Sinnggebung unterliegende: Er ist Bewegung, *Spiel der Differenzen*, *différance*. In Bezug auf die Geschichte, die weder lineares noch zirkuläres Modell ist, heißt das, dass sie in der Offenheit des Textes selbst liegt oder, wie Derrida in einem Essay über Artaud sagt: „Die entäußerte oder niedergeschriebene Rede, das *Schriftzeichen* ist immer gestohlen. Sie ist stets gestohlen, da sie immer *offen* ist. Sie ist nie Eigentum ihres Autors oder ihres Empfängers, und es liegt in ihrer Natur, niemals der Bahn, die von einem eigentlichen Subjekt zu einem anderen eigentlichen Subjekt führt, zu folgen. Das läuft darauf hinaus, ihre Geschichtlichkeit in der Autonomie des Signifikanten zu erkennen, der von mir ganz allein mehr sagt, als ich zu sagen glaube, und hinsichtlich dessen mein Sagen-Wollen, das erleidet anstatt zu handeln, versagt, und sich, wie wir sagen würden, in *massiver* Weise einschreibt.“³⁵

³³ Derrida, Jacques, Kraft und Bedeutung. In: Jacques Derrida, Die Schrift und die Differenz, Frankfurt/Main 1976, S. 9-52; hier: S. 27.

³⁴ Assmann, Erinnerungsräume, S.29.

³⁵ Derrida, Jacques, Die soufflierte Rede. In: Jacques Derrida, Die Schrift und die Differenz, S. 259- 301; hier: S. 272/273.

Die leicht veränderte und ausführlichere Version dieses Textes findet sich in:

Kaputanoglu, Anil; Meyer, Nicole (Hrsg.), „Nur das Auge weckt mich wieder...“: Erinnerung – Text – Gedächtnis, Münster: LIT, 202, S. 225-249